

Visualität als Lebens- und Erkenntnisform des Menschen

6. Vorlesung: (8. Okt. 2012)

Die Empfindlichkeit der menschlichen Lebensform des visuellen Handelns. Was die visuelle Lebensform eigentlich ist, warum sie in Philosophie, und Kultur ignoriert wird – und warum dadurch Menschlichkeit verloren geht

Meine Damen und Herren,
in den letzten Vorlesungen haben wir gesehen, dass Plato uns normal Sehende an die ebenso verführerische wie trügerische Welt des Sichtbaren verloren glaubt. Die von Plato propagierte “Umwendung der Seele” zum reinen Denken des Idee des Guten wird von ihm in ein diktatorisches Staatsmodell und eine Erziehungspolitik umgesetzt, deren Ziel es ist, philosophische Staatslenker zu züchten. Popper hat deshalb durchaus recht, wenn er in seinem Buch *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde* Platos Erziehungspolitik und Staatsentwurf mit den totalitären Strategien der Umerziehung des Nazi Staates und in Stalins Russland vergleicht. Über die in der letzten Vorlesung propagierte Fähigkeit zum alltäglichen Sehen und Wahrnehmen bezieht alle Menschen ein und begünstigt eine demokratische Regierungsform.

Wir sahen auch in der letzten Vorlesung: Die Begrenztheit aller Wahrnehmungen führt schafft eine Verbindung von Verstehen und Missverstehen. Unsere Sinne sind einseitig, täuschen uns manchmal, und gerade wenn wir uns ihnen ohne lebenssteilige Vernunft unterwerfen, führen Wahrnehmungen uns in die Irre. Hier setzt die platonische Versuchung an: Sollten wir uns nicht im Denken gegen die bedrohliche

Wechselhaftigkeit des Lebens und die Vergänglichkeit unseres Körpers und der Beziehungen zu anderen Menschen gerade durch Philosophie schützen? Hat Plato nicht insofern recht, dass die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit unseres Wahrnehmens und Sehens die Ursache unseres Leidens an unserem Körper und der Welt ist?¹

Plato ist davon überzeugt, dass nur dann, wenn wir es schaffen, uns gegen die empfindliche Offenheit des Sichtbaren zu verschliessen und die Seele allein dem Denken zuzuwenden, wir eine Denk- und Erfahrungssituation schaffen, in der wir obwohl, empfindungs-, orientierungs- und wahrnehmungslos, erst zum Erkennen des wahren Seins gelangen werden. Was passiert, wenn wir dies Gleichnis und die Umwendung der Seele in eine reale Lebenssituation umsetzen? Die moderne experimentelle Psychologie beschreibt die Situation der “Umwendung der Seele” als “sensorische Deprivation” (SD). Man kann sie im Labor erzeugen: Die VP kommt in einen geräusch- und lichtdichten Behälter, in der sie in einem Salzwasserbad, das Körpertemperatur hat, bewegungslos treibt: alle äußeren Wahrnehmungen sind ausgeblendet, das reine Denken sollte nun stattfinden können. Doch Irrtum! Die Wirkung der

¹Weiterhin liegt es nahe, Plato entgegen seinen expliziten Aussagen zu interpretieren und zu argumentieren: Indem Plato vehement das Vertrauen auf visuelle Gewissheiten rhetorisch bekämpft, erkennt er gerade an, dass sie eine erkenntnis- und welterschliessende Wirkung haben? Wir sahen in der Plato-Vorlesung, dass Horst Bredekamp mit dieser Strategie der Symptom-Umkehrung argumentiert: Plato bestätigt dadurch implizit bereits, dass Visualität eine das menschliche Leben formende Kraft ist, dass er sie bekämpft und leugnet. Doch ein solches Argument beruht meiner Meinung auf einer fehlerhaften Strategie: Denn so wird Platos Gleichnis und seine expliziten Folgerungen, die er daraus zieht, nicht mehr ernst genommen. Es wird vielmehr als ein Symptom behandelt, das für das Gegenteil dessen sprechen soll, was Plato ja explizit behauptet hat! Eine solche Argumentationsweise ersetzt philosophische Denken durch therapeutisch, fast psychoanalytische Symptomdeutung. Sie ist in einer Plato Biographie vielleicht legitim, sie kann auch als nachträgliche Vermutung, am Ende genuin philosophischer Argumente akzeptabel sein. Das ändert aber nichts daran, dass sie im Grunde eine anti-philosophische Denkweise ist. Denn wir haben uns an die explizite Aussage der Texte zu halten. Und aus der geht klar hervor, dass Plato den epistemischen Rang der Visualität und jeder sinnlichen Erfahrung ausschließen und leugnen will, dass er glaubt sie mit rabiatischen rhetorischen Mitteln bekämpfen zu müssen und dabei erfolgreich sein zu können.

SD ist die Veränderung und Zerstörung der Persönlichkeit, auch der Denkfähigkeit der VP. Es stellen sich Halluzinationen, Wahnvorstellungen, schwere geistige Störungen und Denkstörungen ein. Die SD wird zur Folter und Gehirnwäsche genutzt und selbst dann, wenn sie nicht vollständig umgesetzt ist, etwa durch Formen strenger Isolationshaft, durch die Camera Silens, reicht das schon aus. Sie muß nur soweit angenähert wird, dadurch, dass z.B. die Gefangenen durch Abschirmung der Sinne mit Augenbinden, der Ohren, Fesselung und völlige Bedeckung der Haut sinnlich eingeschränkt werden, wirkt sie zerstörerisch. Die SD ist das, was man auch weiße Folter nennt; eine Folter, die keine körperlichen Spuren zurücklässt. In den USA wurde und wird sie bei Verhören oder zur Gehirnwäsche eingesetzt. In dem Wikipedia-Artikel über sensorische Deprivation heißt es dazu: "Auf in den Medien weit verbreiteten Fotos von dem US-amerikanischen Gefangenenlager Guantánamo Bay sieht man so zum Beispiel die Gefangenen in oranger Kleidung, mit Atemmaske, Augenbinde, Hörschutz, Handschuhen und gefesselten Händen und Füßen in kniender Position. Dies geschieht offiziell zu ihrem Schutz, es besteht jedoch der Verdacht, dass diese Behandlung vielmehr Teil von Verhören ist, die durch sensorische Deprivation jede psychische Normalität brechen sollen." Ich behaupte nicht, dass Plato der Vordenker der weißen Folter moderner Staaten ist, doch es kommt mir darauf an, dass wir den Zusammenhang und die Ähnlichkeit der Konsequenzen und Prämissen dieses gewaltsamen Umgangs mit menschlicher Sinnlichkeit uns klar machen.²

²Deshalb ist es auch wichtig zu berücksichtigen, dass strukturell ähnliche Annäherungen, die zu einer Verringerung der sinnlichen Verbindung zur Umgebung führen, gerade in den asiatischen Religionen - wie z.B. im Buddhismus, Hinduismus – durch intensive Formen der Meditation erreicht wird. Plato ist offensichtlich zutiefst von dem körper- und sinnenfeindlichen Körper-Geist Dualismus dieser Religionen beeinflusst worden. Auch intensive Meditation kann zu einer tiefgreifenden Veränderung Umformung einer Persönlichkeit, die, wenn sie unter Zwang oder mit sozialem Druck

Gleichermassen können wir aber auch sagen, dass Plato der erste Denker war, der einen Staatsentwurf vorgelegt, der mit der “Umwendung der Seele” die Grundlage für die gewaltsame Veränderung, Zurichtung und Manipulation von Menschen schafft. Denn in dem weiteren Gang des Dialogs *Der Staat* entwickelt Plato die Vorstellung, einen umgeformten, Menschen hervorzubringen, der in seiner Position in der staatlichen Ordnung aufgeht. Eben dies soll bei den philosophierenden Lenkern des Staates durch die “Umwendung der Seele” erreicht werden, die da sie schon in der Erziehung der Kinder gelernt werden soll, durch mit der auf Gehirnwäsche hinauslaufenden Erziehung in modernen Diktaturen vergleichbar sein würde.

Wir können deshalb vermuten, dass es die Alternative der nur dem dem Denken der unwandelbaren Idee zugewandten Seele, nur dann geben kann, wenn Menschen sie in gewaltsam anderen Menschen antun. Deshalb mein anti-platonisches Plädoyer für das alltägliche Sehen und die Einheit von Verstehen und Missverstehen: Wir sollten uns nicht abwenden, sondern uns verstehend und denkend einander, der Endlichkeit und Fragilität der sinnlichen Körperlichkeit menschlichen Lebens, zuwenden.³

Kurzum, als ich Sie in der letzten Vorlesung beim alltäglichen Sehen willkommen hieß, ging es eben darum: Das Sehen und das Ergreifen des Sichtbaren ist es allein, das uns zum tätigen Einlassen auf die Gestaltung des eigenen Lebens, für das sinnliche und körperliche Mittun mit anderen

gezielt eingesetzt wird, nichts anderes ist als das, was man auch Gehirnwäsche nennt.

³Sicher, unser Sehen formt sich und unsere Seele eben nur kontingent, d.h. durch Offenheit und Empfindlichkeit für die Wechselfälle des Lebens: Angst vor Schmerz, Leiden und Tod führen zu Zittern und Zagen – aber mitten im Leben stehen auch die Mittel des zweiten und dritten Blicks bereit, das Mittun und Mitschauen der anderen. Als leidende, kämpfende Menschen sind wir auch Überwinder, selbst wenn wir sterben. Es ist nicht nur die Liebe und Sehnsucht, die uns mitnimmt, sondern auch die Pein der Verzweiflung, die unseren Körper schüttelt und unser Herz klopfen lässt. All dies – Ungewissheit, Schmerz, Freude und Hoffnung, Geburt und Tod – gehört zur schönen Veränglichkeit unseres Lebens und zur offenen, aber empfindlichen Seite der Lebensform des Menschen.

Menschen, der Umwelt und dem eigenen Spiegelbild, gewinnen kann. Die platonische Umwendung wird aber immer wieder nur ins solitäre Abseits führen. Erst dann, wenn wir unser eigenes Sein zu einem geteilten machen, gewinnen wir uns selbst – sogar dort, wo wir der eigenen Endlichkeit, der und dem Tod mit offenen Augen begegnen.

Weiterhin aber, und das ist unser heutiges Thema, ist das Sehen selbst schon der Vollzug empfindsamen und empfindlichen menschlichen Seins. Was heißt es, Sehen als ein Herstellen der Empfindlichkeit menschlichen Seins zu beschreiben? Blicke können kraftvoll und mutig anderen Menschen begegnen, sie können Andere herausfordernd oder warnend auf uns selbst oder etwas aufmerksam machen. Zitternd und ängstlich zeige ich mich in meiner Art des Blickens oder begegne anderen freud- oder hoffnungsvoll. Und eben darauf kommt es an, wenn es um die kostbare, heikle Empfindlichkeit des Sehens geht: Auf diese oder jene Weise zu blicken, heißt: Aufmerksam, achtsam in der Welt gegenwärtig zu sein, sich auch in zufälligen Begegnungen selbst wieder finden zu können. Damit bezieht der Blickende durch seine Sehweise Stellung, zu sich selbst und zu anderen, die er so erblickend wahrnimmt. Da ergibt es sich, dass indem ich mit meinen Blicken, die anderen Menschen und der Welt begegne, die Gegenwart von Ereignissen, Dinge und Menschen zum Teil meines Lebens mache, zu mir selbst und meinem eigenen Leben finde. Weil durch die Begegnung mit dem anderen und Welt ich die durch die vielerlei biographischen Umstände bestimmte, einzigartige Weise menschlichen Seins mit einem anderen gemeinsam praktiziere, ihm oder ihr mein Leben blickend zu verstehen und mitzuteilen gebe, wie wir uns die Welt als eine sichtbare durch unsere visuelle Empfindsamkeit gestalten.

Doch gemacht! Ich will diesen Gedanken veranschaulichen.

Beginnen wir mit einem Gedankenexperiment: Stellen Sie sich vor, Sie kommen in einen gut ausgeleuchteten Raum, der vollständig – Decke, Fußboden und Wände! – in einem grellen Gelb ausgemalt ist. Wie würden Sie reagieren? Was würden Sie empfinden? Als nächstes stellen Sie sich vor, Sie treten in einen Raum, der ganz in einem flammenden, schreienden Rot gehalten ist. Danach gelangen Sie in einen völlig schwarzen Raum. Schließlich treten Sie in einen Raum, der ganz in einem hellen, frischen Grün erstrahlt – etwa so wie das frühlingshafte Grün in einem Park.

Nun nehmen wir einmal an, Sie dürften in ihrer Vorstellung in diese vier Räume jeweils ein oder zwei Gegenstände hineinstellen, die nach Ihrer Meinung dort am besten hineinpassen. Ich würde, ohne lange darüber nachzudenken, die folgenden Vorschläge machen: In den grünen Raum passt am besten ein stämmiger Baum mit einer runden Krone, etwa eine Linde oder Buche. In den schwarzen Raum würde ich einen Sarg stellen oder einen grauen zackigen Granitstein. In den roten Raum dagegen stelle ich mir ein blutiges Schwert oder einen silbernen Porsche mit schwarz getönten Scheiben vor. Zum gelben Raum scheint mir ein bengalischer Tiger am besten zu passen, den ich mir dort unruhig auf und ab laufend vorstelle. Sie alle werden andere, vielleicht auch ganz ähnliche Zuordnungen treffen. Doch auf diese Unterschiede kommt es nicht an.

Ich möchte Sie auf anderes aufmerksam machen: Was erkennen wir, wenn wir die Formen und Farben von Körpern im Raum erkennen? Erkennen wir überhaupt etwas Wirkliches? Ist das visuelle Erleben von Farben, wie die Neurophysiologen und Sinnesphysiologen behaupten, nur die Projektion eines subjektiven Scheinens in die Welt, den unsere kontingenten emotionalen Reaktionen nur noch weiter zu einer Illusion

umformen? Stimmt es, dass weder sichtbare Farben noch Formen “wirklich existieren”? Dass also alles, was wir sehen Illusion ist? Farben, so sagen uns die Neuro-und Sinnespsychologen und so kennen wir es mehr oder minder aus unseren eigenen Reaktionen, haben eine direkte Wirkung auf unsere emotionale Grundstimmung: Während Rot und Gelb anregend oder gar beunruhigend wirken, sogar Gefühle der Aggressivität auslösen können, dämpft das Schwarz unsere Erregungen, während Grün dem Auge Ruhe gewährt und positiv hoffnungsvoll stimmt. Herr und Frau Normalverbraucher, wenn sie denn einmal von ihrer Bildzeitung oder dem Farbfernseher aufblicken, machen sich selten klar, dass ihnen heute kaum ein Wissenschaftler noch zugesteht, dass sie Wirkliches erkennen und verstehen, wenn sie den Blick auf die Dinge ihrer Umgebung – Autos, Fernseher, Mitmenschen – richten. Sie, wir alle, werden von den meisten Naturwissenschaftlern, Ökonomen, aber ebenso auch von Politikern, Journalisten und Künstlern für genau das gehalten, was Plato über die Menschen seiner Zeit dachte: Dumme, dumpfe, getäuschte und realitätsblinde Kreaturen, die von dem flüchtigen Geflimmer der Medien völlig in den Bann geschlagen werden. In unserer Zeit beansprucht der herrschende Szientismus in Politik, Kultur und den Wissenschaften, dass allein die Naturwissenschaften, ergänzt durch die Wirtschaftswissenschaften, die den Menschen durch individuelles Profitstreben und Interessenbefriedigung definieren, für alle Menschen verbindlich festlegen, was als wirklich gilt.

Ein Ziel dieser Vorlesung über Visualität ist, dem etwas entgegenzuhalten. Nämlich, dass normale Menschen in ihrem alltäglich gelingenden Leben eine unverzichtbare Schicht der Wirklichkeit erkennen – und zwar, weil wir sie sehen können. Etwas wird für Menschen wirklich,

weil sie es gezielt und beharrlich in den Blick nehmen: Es sehend als kostbar erfahren, festhalten und zu einem Bestandteil unseres Lebens machen. Ist nicht unser visuell gelebter Alltag, ist nicht alle visuelle Kunst Zeugnis der Fähigkeit des Menschen, Dinge als kostbar festzuhalten, weil wir sie sehen?

Die Kostbarkeit der Welt sehend denken: Mandelstams Vermutung

Doch was ist das für ein Sehen und Erblicken, das uns so fraglos und einfach gelingt, wenn wir es philosophisch denken? Wie können die Szientisten und Ontologen seit Plato etwas entgegen setzen, dass wir uns sehend orientieren können? Wir wollen einige positive Vermutungen zu einer Antwort diskutieren.

Die erste lautet: Es spricht viel dafür, dass Denken und Sehen so eng miteinander verbunden sind, dass Sehen die Art ist, wie unser Denken der Wirklichkeit begegnet und wie auf diesem Weg in die Welt die Kostbarkeit und Schönheit der Wirklichkeit für uns zugänglich wird. Was meine ich damit? In einer Landschaft zu wandern und einem anderen Menschen begegnen sind Tätigkeiten, die wir unternehmen, um die Welt als wirklich zu erkunden. Sie sind Prozesse, die Wege für uns bahnen. Jeder von uns ist ein Weg, eine Spur der Seherfahrung in eine Welt, die nur jeder selbst so durchmessen konnte. Ossip Mandelstam hat einmal diesen Weg des Sehens in die Wirklichkeit der Welt viel treffender und poetischer beschrieben als ich dies vermag. In einem Brief von 1931 schreibt Mandelstam über sein Buch *Die Reise nach Armenien*: "Mein Buch spricht davon, dass das Auge ein Instrument des Denkens ist, dass das Licht eine Kraft und dass das Ornament Gedanke ist." Beachten Sie: Das Auge ist ein Instrument, das der Kraft des Lichts begegnet und das Ornament als Spur

seines Wirkens zurücklässt. Mandelstam meint mit „Ornament“ nicht eine künstliche Verzierung und Hinzufügung zu einem starren einzelnen Gegenstand. Er denkt an die reichen Strukturen, Anordnungen, Beziehungen, Muster, Schichtungen von Form und Farbe, die wir sehend alltäglich erfahren. In Mandelstams Notizbüchern heißt es an anderer Stelle über seine Reise:

“Doch mein Auge, versessen auf alles Seltsame, Flüchtige und schnell Verfließende, hat auf der Reise nur das lichtbringende Zittern der Zufälligkeiten, das Pflanzenornament der Wirklichkeit eingefangen ...”

Diese „zitternden Zufälligkeiten“, in denen wir das Ornament der Wirklichkeit einfangen, darum geht es. Sie sind unsere, nämlich für jeden je eigen gestaltete Erfahrung der Kostbarkeit des Wirklichen, die wir teilen und mitteilen können, die unsere Sehbiographie ausmachen. Warum haben so viele Philosophien übersehen oder gar aktiv geleugnet, dass die Kraft und das Wunder des Sehens eben dies ist – die menschliche Fähigkeit, die kostbare Schönheit des Ornaments des Wirklichen, das lichtbringende Zittern der Zufälligkeiten, zu erfassen.

Die Geheimnisse des Offenbaren: Wie verstehen wir, was wir sehen?

Wir spüren es und wir machen ganz fraglos davon Gebrauch: Sehen orientiert uns in der Welt, zeigt uns die Wirklichkeit, in der wir leben, handeln, lieben, leiden. Im Sehen sind wir⁴ schon immer in der Welt, die uns, auch wenn sie fern scheint, nah ist und direkt betrifft. Sehend erfahren wir die Welt, die so zu unserer Wirklichkeit wird: Denn wir haben sie, weil wir sie mit gestalten.

⁴Der Plural ist unverzichtbar ist, da nur die gemeinsame Teilhabe in der Verschänkung der Blicke und am visuellen Gegenstand das Sehen zu einem menschlichen Sehen macht

Und was ist mit den visuellen Täuschungen? Visuelle Täuschungen gibt es nur, weil und solange sie sich als Ausnahmen gegen die Umgebung einer unbefragten und selbstverständlichen Gewissheit abheben lassen. Der Reiz der visuellen Täuschung, des *trombe d'oeil*, aber auch der neuen Medien liegt gerade darin, dass etwas sichtbar wird, von dem wir bereits wissen, dass wir es nicht als Umwelt ernstnehmen müssen. Welche Erleichterung, dass es visuelle Auswege aus der Wirklichkeit gibt! Die kleinen bunten viereckigen Flächen des Fernsehens und Kinos öffnen und durchdringen die visuelle Allgegenwart des Nahen. Sie lassen uns etwas sehen, was uns aus der bedrohlichen Unmittelbarkeit unserer Umgebung herausführt, die wir ja selbst zu einer, unserem Ornament der Wirklichkeit fügen müßten! Jeder Bildschirm, jede Leinwand ist ein ungefährlicher Teil unserer visuellen Umgebung, auf den wir beruhigt blicken können. Wir wissen genau: Dies ist eine visuelle Nähe, die keine körperliche Nähe des Gezeigten ist. Sie gehört nicht zu der massiv sichtbar-gestaltbaren und in kostbare Wirklichkeit zu verwandelnden Umwelt, die auf uns einwirkt. Das Fernsehen ist eben deshalb entspannend, weil wir es uns ungefährdet ansehen können – ein bewegter und farblos farbiger Wattebausch für die Augen. Die Erfahrung der Medien, Film und Fernsehen, aber auch Internet, hat seine Anziehung durch den Unterschied zum Sehen in der visuellen Umgebung unseres Körpers. Zu ihm verhält es sich parasitär, aus ihm hat es sich entwickelt. Es weist auf das gestaltende und handlungsleitende Sehen nicht nur zurück – es bleibt stets darin eingebettet.

Es ist aber Sehen als Erfassen, Gestalten unseres biographischen Ornaments der Umwelt, dem für die alltäglichen Orientierungen und Handlungen ein Vorrang vor den Erfahrungen zukommt, die die anderen

Sinne uns durch das Hören, Tasten, Schmecken und Riechen liefern. Denn gegenüber den anderen vier Sinnen ist das Sehen der Sinn, der die umfassendste und dichteste Welt- und Gegenstandsbeziehung, aber auch die Orientierung und Erkenntnis liefert, die stets erweiterbar ist. Diese Charakterisierung der Einzigartigkeit des Sehens soll uns vorerst genügen. Nur eine Anmerkung noch: Die Sicherheit, mit der uns im Sehen eine Umwelt zugänglich ist, ist so groß, dass ihre Gewißheit und Bedeutsamkeit die jedes sagbaren Satzes übersteigt. Ja, diese Gewissheit macht das Verstehen von Sätzen erst sinnvollerweise möglich.⁵

Seherfahrung, vieldeutig: Einige erstaunliche Tatsachen und Beobachtungen

Beginnen wir mit einigen Aspekten der Alltagserfahrung des Sehens. Auch unsere Fantasie operiert visuell, und ich mache mir dies zunutze, wenn ich Sie nun bitte, sich vorzustellen, was ich die Grundsituation des Sehens nennen werde. Diese Grundsituation ist durch folgende Merkmale charakterisiert: Wir denken uns eine offene überwiegend in Grüntönen gehaltene Landschaft, in der sich Wälder und freie Flächen abwechseln, in der Ferne leuchtet ein blaues Gebirge, sanfte Hügel, ein Fluss. Menschen bewegen sich einzelnen oder in Gruppen und sehen andere Menschen und ihre Umgebung, während sie sich bewegen. Die Grundsituation ist visuell nicht-monoton. Warum sollten Grüntöne in der Grundsituation überwiegen? Nun, weil wir Grünabstufungen etwa zehnmal so genau unterscheiden können wie andere Farbabstufungen. Was von dieser

⁵Dass dies so gelebt, empfunden und praktiziert wird, hat die Philosophie von Anfang gewußt und als problematische Ausgangsbedingung vorgefunden, mit der die Einsichten des philosophischen Denkens konkurrieren mußten.

Grundsituation, den Bäumen, Fluß und den offenen Flächen sichtbar ist, verändert sich für die Menschen, wenn sie sich in ihr bewegen. Was sie visuell erfassen, ist das was der Psychologe J.J. Gibson in seiner ökologischen Psychologie "Umgebungslicht" genannt hat (*ambient light*). Dieses Licht vermittelt uns, wenn wir es allgemein beschreiben wollen, immer nur eines: Sehgelegenheiten, (*affordances*) auf die wir mit Ausrichtung der Augen, des Körpers reagieren und die wir aufgrund ihrer Form, Farbe, Intensität, Textur, der Schatten, der Reflexe auf dem Wasser unterscheiden können. Sehen in dieser Umgebung muß man lernen und jeder von uns Sehenden hat als Säugling das Sehen von den uns betreuenden Menschen in einer für uns geeigneten, vorbereiteten Umgebung gelernt. Die von Erwachsenen, je nach Einstellung, häufig als "kitschig" oder "fröhlich" beschriebenen Farben und Formen der visuellen Umgebung der Säuglinge ist vor allem aus einem Grunde instinktiv richtig gewählt: Sie sind jene Farben und Formen, welche das Erlernen des Sehens unterstützen und eine geeignete visuelle Umgebung schaffen – auch wenn dies natürlich kaum jemand von den Erwachsenen weiß. Umgekehrt bedeutet dies: Würden Säuglinge und Kinder in einer sozial und visuell verarmten – etwa monochromen und menschenleeren – Umgebung heranwachsen, würde sie dies zu visuellen Krüppeln machen, die niemals im vollen Sinne Sehen lernen würden. Wenn sie denn überhaupt überleben würden.

Schon diese wenigen Überlegungen und Erläuterungen unseres Gedankenexperiment reichen aus, um die dramatische Unzulänglichkeit und Einseitigkeit der individualistisch-objektfixierten Auffassung des Sehens zu verdeutlichen, die in der europäischen Philosophie und Kultur verbreitet war und ist: Sehen ist

- kein individueller, geistiger Vorgang,
- kein solitäres, handlungslos-passives Unterwerfen unter die visuelle Einwirkung eines einzelnen Gegenstands
- kein reines, mit starr gerichtetem Blick ausgeführtes Fixieren von Gegenständen.

All diese Annahmen berücksichtigen nicht, dass der willentlich-intentional gerichtete Blick auf ein Objekt nur ein Fall vieler Arten des handlungsbestimmten Sehens ist und dass die Verschränkung der Blicke zwischen Menschen nicht gegenständlich ist. Sicher ist das gegenständliche Sehen einer der wichtigen Fälle, die uns im Alltag häufiger bewusst wird. Einfach deshalb, weil hierbei die visuelle Aufmerksamkeit des Blicks oft absichtsvoll suchend auf einen Gegenstand gelenkt wird. Doch der willentlich gelenkte, gegenständliche Blick bleibt ein Spezialfall. Wir sahen bereits, dass er den vorbewußt gelenkten Blick folgt und ein Selbst voraussetzt, dass in der Verschränkung der Blicke zu sich gefunden hat.

Unser Handeln, seine kooperative, aber auch beziehungsbildende Wirkung, prägt das Sehverhalten auch dann, wenn uns dies nicht bewußt wird. So ist auch der auf das Objekt gerichtete Blick nur eingebettet in und durch den Zusammenhang mit dem handlungsbegleitenden Sehen möglich. Der willentlich gerichtete Blick setzt somit bewußt modifiziert das fort, was die Augen immer schon ohne bewußte Lenkung tun: Die Umgebung visuell handelnd erschließen. Hier ist wichtig, noch einmal an die Rolle der Augenbewegung zu erinnern: In jedem Augenblick vollziehen unsere Augen eine Abfolge kleiner, abgestimmter Bewegungen – die Sakkaden. Werden sie vollständig unterbunden, so sind wir nicht mehr in der Lage normal zu sehen: Unter bestimmten Umständen

entstehen dann sogar visuelle Halluzinationen. Die Philosophen der empiristischen Tradition von Hobbes über Locke, Berkeley, Hume bis hin zu Russell haben den visuellen Prozeß dagegen fast ausschließlich als eine Beziehung verstanden, die dadurch entsteht, dass eine Person starr und handlungslos auf einzelne Gegenstände blickt. Um die Bedeutung des visuellen Handelns zu klären, muß man deshalb berücksichtigen, dass eine visuelle Umgebung erst durch das Handeln von Personen im Sehen, wie z.B. in der Grundsituation erschlossen wird.

Im ersten Schritt wollen wir uns nun den Verlauf visueller Erfahrungen an einigen charakteristischen Beispielen für unterschiedliche, alltägliche Sehsituationen veranschaulichen. Daran anschließend wollen wir einige neurophysiologische und wahrnehmungspsychologische Resultate zu diesen Erfahrungen in Beziehung setzen.

I. Der Aufstieg. An einem Frühsommertag mit klarem Licht steigen wir aus einer in einem engen Tal im Gebirge liegenden Stadt über steil ansteigende Pfade auf eine ca. 800 m höher gelegene Bergwiese. Im ersten Teil des Weges, nach dem wir die Enge des Talgrunds überwunden haben, gewinnen wir zunächst einen Überblick über das Tal, das wir dabei sind zu verlassen. Wir erkennen die nun immer kleiner werdenden Häuser der Stadt, den Weg, die Anfahrt aus der Sicht von oben. Nach einer ersten Anhöhe öffnet sich der Blick sowohl ins nächste Tal wie auf eine Kette hintereinander gestaffelter Berge. Mit jedem Schritt verändert sich die Sicht: Im Blick über Felskanten und Baumgipfel hinweg tauchen nicht nur Details, sondern neue visuelle Szenen, Objekte und am Horizont mit dem Himmel verschwimmende Flächen auf, von deren Existenz wir zuvor nichts ahnten.

Mit zunehmender Höhe verändert sich die gesamte Umgebung durch

das Licht, das klarer wird. Der Himmel erscheint gleichsam geschichtet – dunstig zum Horizont hin, klar und durchsichtig in der Höhe. Die Veränderungen im Gesichtsfeld verlangsamen sich und die Weite des Blicks vom Gipfel aus geht einher mit dem Verlust an Details. Wir blicken z. B. suchend zurück in den Dunst, der über dem Flachland liegt.

II. Die Annäherung. Auf einer durch wenige Bäume und andere Erhöhungen unterbrochenen Ebene reicht unser Blick, einer Straße folgend, bis zum Horizont. Dort, am fernen Horizont, entdecken wir eine Bewegung: ein Etwas, ein Punkt nur, der ganz langsam näherzukommen scheint. Oder nicht? Doch nach einiger Zeit besteht kein Zweifel mehr: aus dem Punkt wird ein Strich, aus dem Strich die zuerst nur schemenhaft erkennbare Gestalt eines Menschen und, noch näher gekommen, stellt sich heraus, dass der Mensch der Freund ist, den wir erwarteten und schon lange kennen.

III. Sonnenaufgang. Eine dunkle, mondlose, wolkenverhangene Nacht geht nun bald zu Ende. Blicke ich aus dem Fenster, sehe ich ein fast homogenes Schwarz. Doch nun naht der Aufgang der Sonne. Ein graues, trüb schimmerndes Licht macht zunächst nur sich selbst, nämlich die Zunahme an Helligkeit, langsam sichtbar. Ich weiß, dass sich gegenüber meinem Fenster eine Gruppe von drei Bergkuppen befindet. Sie beginnen sich nun in einem farblos-schwarzgrauen Umriß vor dem langsam sich aufhellenden Himmel anzudeuten: Wo eben noch völlige Finsternis herrschte, wird zunächst nur an der Schnittlinie zum Himmel die obere Grenzlinie der drei Bergkuppen gegen den hellgrauen Morgenhimmel sichtbar. Und während der Himmel vom Leuchten der Morgensonne nun immer schneller und stärker überblendet wird, erscheint nach wenigen zehn Minuten die Umrissform der Bergkuppen. Im Umkreis und an jeder

dieser drei Formen der Bergkuppen werden bald kleinere Felsvorsprünge, Büsche und Bäume sichtbar und langsam werden auch gröbere Farbkontraste, die zunächst noch beschattet sind, unterscheidbar.

Im I. Beispiel kommt eine Veränderung der visuellen Umwelt durch die fortgesetzte Bewegung des Sehenden zustande, die sein gesamtes visuelles Feld in seiner Struktur, in den unterscheidbaren Objekten in der Reichweite und in der Qualität des Umgebungslicht relativ zu seiner Bewegung verändert. Den Zusammenhang zwischen Wahrnehmung und der Bewegung des Sehenden hat die ökologische Psychologie eingehend herausgearbeitet. So schreibt ihr Begründer James J. Gibson: »Die Welt von einem bewegten Beobachtungspunkt aus lange genug und auf einer genügenden Zahl von Wegen angesehen, wird zu einem Wahrnehmen der Welt von allen Beobachtungsorten aus, als könnte man überall zugleich sein. ... Es klingt merkwürdig, dass man ein Objekt oder einen ganzen Lebensraum ohne festen Beobachtungspunkt wahrnehmen kann ... Aber es muß wahr sein, sobald man anerkennt, dass man die Umwelt auch während der Fortbewegung wahrnehmen kann.« (Aus: »Wahrnehmung und Umwelt. Der ökologische Ansatz in der visuellen Wahrnehmung«, übersetzt von G. Lücke und I. Kohler, München/Wien 1982, S. 212f.)

Die Faszination der Wanderung und des Aufstiegs in den Bergen liegt in dem Erfahren eines tiefgreifenden Wandels und jähem Übergangs und in der dynamischen Beziehung, die sich zwischen wechselnden Blickpunkten herstellt: Wir blicken zurück – eben weil wir das bereits Bekannte im visuell erweiterten Zusammenhang der neuen Erfahrung wiedererkennen.

Dagegen steht der Betrachter des Punktes, der zum Freund wird, im II. Beispiel still. Ihn bewegt und fasziniert jedoch, was sein aufmerksames

Sehens ihm zeigt. Denn er erlebt, wie sich in der gleichbleibenden visuellen Situation seines Standpunkts ein Objekt fortlaufend seine visuellen Eigenschaften verändert und anreichert. Dabei entsteht eine optische Beschleunigung in der Annäherung zum Beobachter. Sie geht einher mit einer Zunahme an Differenzierung der sichtbaren Eigenschaften. Dies Schauen ist ein Ausschauen-nach: Die Erwartung der Ankunft des Freundes lenkte bereits den noch unbestimmt interessierten Blick. Würden wir den Verlauf der visuellen Erfahrung nur in der objektorientierten Sprache empiristischer Erkenntnistheorie beschreiben, so würde dies zu Aussagen führen, die einander widersprechen oder falsch sind. Denn wir müßten dann Gegenstände erwähnen, die nicht miteinander identisch sein können. Wir müßten dann z.B. sagen: „Mein alter Freund ist vor zehn Minuten mit einem kleinen Punkt identisch gewesen.“

Im III. Beispiel nimmt nur das Licht zu und das visuelle Handeln ist auf das Herstellen von Aufmerksamkeit für die Veränderung der gesamten visuellen Situation gerichtet. Erst durch langanhaltende Aufmerksamkeit auf die zunächst visuell karge dunkle Szene vor dem Fenster differenziert sich für den Betrachter die optisch homogene und unbestimmte Situation nächtlicher Dunkelheit: Mit dem allmählichen Erscheinen der Umrisse der Bergkuppen, mit der Abnahme der Schatten und der zunehmenden Differenzierung von Formen, Farben und Textur an der Berglandschaft ein. Dabei nimmt von der östlichen Himmelsrichtung her mit dem Sonnenaufgang die Intensität des Lichts ständig zu. Es ist weder die Bewegung des Betrachters noch des betrachteten Sujets, sondern eben die zusammenhängende Aufmerksamkeit für die Zunahme des Lichts, dass die Farben und Formen entstehen läßt und verändert.

Was können wir noch aus diesen drei Beispielen lernen, was für das

Verstehen der kostbaren Schönheit und Wirklichkeit des Sichtbaren und die Beziehung zum visuellen Handeln wichtig ist? Zunächst einmal gibt es eine wichtige Gemeinsamkeit: Bei allen visuellen Veränderungen, die wie in den drei Beispiele verlaufen, erfassen wir problemlos einen regelmäßigen Zusammenhang zwischen veränderlichen visuellen Teileigenschaften. Doch dieser gleichbleibend regelmäßige Zusammenhang wird dadurch gesehen, dass die Wahrnehmenden ihre visuelle Aufmerksamkeit und Handeln auf eine Folge von visuellen Veränderungen richtet und diese Abfolge aber zusammenhängend als Bestimmungen eines visuellen Objekts erfassen. Was so sichtbar wird, die veränderlichen Formen und Farben der visuellen Dinge, ist doppelt relativ: Zum einen relativ zu dem aktiv sehenden Betrachter, der aufmerksam blickt und handelt und zum anderen zu der Folge der Veränderungen – der Blick in die Gebirgslandschaft, der sich ständig erweitert; der sich nähernde Punkt, der zum Menschen wird; die Formen der drei Bergkuppen, die sich immer detaillierter abzeichnen.

Ist also das, was wir in der flüchtigen Folge von Veränderungen sehen, deshalb unreal, bloße Täuschung und nicht wirklich, wie die ontologische Tradition meint? Visuelle Veränderungen als "Täuschung" zu bezeichnen, scheint ein auf seltsame Weise unpassende oder unangemessene Beurteilung zu sein: Wir sehen tatsächlich, dass es der lang erwartete Freund gewesen ist, der sich uns genähert hat. Getäuscht hätte ich mich dann, wenn ich beispielsweise den Punkt für ein Pferd gehalten hätte, das sich dann als der Freund herausstellt.

Ähnliches gilt für die anderen beiden Beispiele: Auch sie sind keine Täuschungen, sondern Szenen, in denen eine Abfolge visueller Erfahrung erfolgreich durch unser Zutun bewältigt und geglückt geordnet ist. In

dieser Weise gelingt es Menschen, visuell der Welt und Wirklichkeit zu begegnen. Wenn hier etwas "illusionär" ist, so liegt die Täuschung bei dem ungeeigneten Maßstab für Wirklichkeit, den manche Theorien in Wissenschaft und Philosophie an das Sehen herantragen. Die Ontologie des Visuellen kann nicht, wie die traditionellen Philosophen meinten, mit einer Ontologie der Substanzen und somit der Dinge erfaßt werden, sondern hat ihr eigenes Recht. Es geht beim Sehen um komplexe Relationen zwischen handlungsbestimmten und koordinierten Abfolgen von visuellen Prozessen und Eigenschaften: Die Ganzheit und Geschlossenheit der Seherfahrung summiert einen Zusammenhang einer Abfolge von Handlungen, Körpererfahrungen und Interpretationen.

Das Sehen, das aus der alltäglichen Binnenperspektive so selbstverständlich und einfach abläuft, ist niemals nur das Erfassen von etwas Einfachen oder substantiell Einzelnen. Wir erfahren visuell dadurch etwas, dass wir komplexe Beziehungen zwischen wechselnden visuellen Eigenschaften, insbesondere Farben und Formen, unter Einwirkung unserer eigenen Aktivität und Aufmerksamkeit erfassen. Wir sind es selbst, die uns durch unser Wahrnehmungshandeln die Wirklichkeit dieser Zusammenhänge erschließen. Dies ist möglich, weil jedes Anschauen, Erblicken und Sehen von Gegenständen, Personen, Landschaften die Erfahrung von Formen ist, die bei Veränderung als strukturell gleichbleibend erfaßt werden. Diese Invarianz einer Form, die ihre Gestalt wechselt, ermöglicht es, das etwas von mir als dasselbe Objekt gesehen werden kann. Die in der Dämmerung oder in der Ferne auftauchende Gestalt, die immer größer oder differenzierter gestaltet aussieht; der Punkt, der zu einem mir bekannten Menschen wurde, sind sich verändernde visuelle Gestalten, die wir trotzdem als dieselben Objekte wahrnehmen,

obwohl sie zu jedem Zeitpunkt unterschiedliche visuelle Eigenschaften besitzen.

Es kann sich also nicht um Objekte handeln, die im strikten Sinne identisch sind. Dies schließt schon das Leibnizsche Gesetz der Identität des Ununterscheidbaren aus, das besagt, dass identische Objekte in allen ihren Eigenschaften übereinstimmen müssen. Doch dies ist bei dem visuell als Punkt erfaßten Objekt, das sich schließlich als mein alter Freund erweist, nicht der Fall. Statt einzelne Eigenschaften, sehen wir invariante Strukturen und Beziehungen direkt geordnet: Wir wählen aus den visuellen Eigenschaften jene aus, die in der Abfolge einander zuordnenbar sind und invariante Formen ergeben.

Die Physiologie des Sehens und die Konstanz visueller Formen

Wie hatte doch Mandelstam beschrieben, was ihm am Sehen wichtig war? Aus dem "lichtbringenden Zittern der Zufälligkeiten" sollte das Ornament der Wirklichkeit hervortreten können. Ein Ornament, das sich in den visuellen Veränderungen wie ein Wirbel im Fließen des Flusses durchhält, ist ein Muster, eine Struktur, die bei allem Wechsel gleichbleibt. Aber ist es denn physiologisch möglich, die Beziehungen zwischen visuellen Eigenschaften oder gar die Invarianz der Form eines Gegenstand zu sehen, wenn sich doch alle einzelnen visuellen Eigenschaften verändern? Gibt es nicht vielmehr elementare visuelle Sinnesdaten, aus denen die visuellen Erfahrungen jedes Gegenstandes durch kognitive Verarbeitung zusammengesetzt werden? Ist das Sehen eines Objekts nicht eher ein Prozeß der Digitalisierung durch den ein Bildverarbeitungsprogramm visuelle Informationen in Pixel zerlegt aufnimmt, und auf einen Monitor darstellt?

Diese Analogie führt gänzlich in die Irre. Das Sehen verläuft schon auf einer frühen Ebene der Verarbeitung keineswegs mittels digitaler oder atomarer Sinnesdaten, wie die empiristische Tradition bis B. Russell meinte. Die Retina ist die einzige Fläche an der Außenseite unseres Körpers, wo das Gehirn der Umwelt des Körpers direkt begegnet. In der Fovea, dem toten Punkt unweit der Mitte, treten die Ganglienzellen des Sehnervs aus, die mit den Rezeptoren, den Stäbchen und Zäpfchen, verbunden sind. Die Reiz-Reaktions-Kaskaden dieser Sensoren sind zwar so empfindlich, dass sie auch schon auf einzelne Elektronen reagieren können. Doch ist dabei der Wert, den eine Ganglienzelle registriert, immer auf das bezogen, was eine verknüpfte Gruppe von Rezeptoren erfasst. Schon auf dieser untersten Ebene der physiologischen Aufnahme des Lichtsreizes durch das visuelle System der Retina werden keine einzelnen Reize, sondern stets nur Relationen zwischen Lichtwerten aufgenommen. Um es noch einmal hervorzuheben: Auf der physiologischen Ebene ist nicht die Stärke isolierbarer einzelner Reize, sondern die Beziehung zwischen der Größe und Lage der einfallenden Lichtreize für mehrere Sensoren entscheidend.

Wie dies möglich ist, wird verständlich, wenn man sich klar macht, wie der von der Ganglienzelle erfaßte Lichtwert von dem abhängt, was man das "rezeptive Feld" einer Ganglienzelle des Sehnervs nennt. Mit »rezeptivem Feld« bezeichnet die Neurophysiologie kreisförmige verknüpfte Anordnungen einer Gruppe von Rezeptoren, die mit einer Ganglienzelle des Sehnervs verbunden sind und auf diese Ganglienzelle zurückwirken. Ein rezeptives Feld hat eine äußerst wirkungsvolle Gliederung. Wie Stephen Kuffler 1953 auch für die menschliche Retina nachwies, gliedert sich das rezeptive Feld in einen Innen- und einen

Außenbereich des rezeptiven Feldes, die einander aufhebende Impulse erzeugen: Die Reizwirkung, die z.B. von einem Lichtfleck ausgeht, der auf den Innenbereich fällt, kann durch einen zweiten, auf den Außenbereich des Feldes fallenden Fleck fast aufgehoben werden. Dies beschreibt David Hubel folgendermaßen: Diese Wechselwirkung zwischen Zentrum und Umfeld wurde am beeindruckendsten demonstriert, wenn ein großer Fleck die Gesamtfläche des rezeptiven Feldes der Ganglienzelle bedeckte. Dieser löste eine Reaktion aus, die weit schwächer war als die auf einen Fleck, der genau das Zentrum bedeckte. Bei manchen Zellen löschten sich die Effekte der Stimulation der beiden Regionen sogar gegenseitig aus. (»Auge und Gehirn«, Heidelberg 1989, S. 49-50)

Die so strukturierten rezeptiven Felder verstärken also Kontraste und eliminieren diffuse Gleichverteilungen von Licht. Denn es folgt aus der Gliederung in zwei antagonistische Bereiche, dass ein Lichtfleck, der sowohl Innenbereich wie Außenbereich eines rezeptiven Feldes bedeckt, insgesamt einen schwächeren Reiz abgibt als ein Lichtfleck, der vor allem den Innenbereich trifft. Nun hat aber jede Ganglienzelle ihr eigenes rezeptives Feld. Schon in der Netzhaut produziert unser Sehen also einen, eine vereinheitlichende Beziehung zwischen einzelnen Reizen: Das Ganze des übermittelten Reizes ist geringer (oder stärker) als seine Teile. Die rezeptiven Felder benachbarter Ganglienzellen überlappen sich, und jede Ganglienzelle hat mehrere direkte und indirekte Verbindungen zu anderen Ganglienzellen. Daraus folgt, wie David Hubel in »Auge und Gehirn« schreibt, dass das »was die (Ganglien-)Zelle tatsächlich weitergibt, das Ergebnis eines Vergleiches jener Lichtmenge ist, die auf eine bestimmte Stelle der Netzhaut auftrifft, mit der durchschnittlichen Lichtmenge, die das unmittelbare Umfeld trifft.« (ebenda, S. 64)

Die rezeptiven Felder sind aber nur die erste Stufe einer Hierarchie von Integrations- und Korrelationsleistungen im Sehen. Auf einer höheren Ebene der Verarbeitung der visuellen Information im Gehirn, in der Sehrinde, dem visuellen Kortex, gibt es, wie Hubel in seinen Forschungen zeigen konnte, Kortexzellen, die Gruppen von rezeptiven Feldern in Beziehung setzen. Sie können deshalb allein darauf reagieren, mit welcher Orientierung zum Beispiel ein Lichtbalken durch das Gesichtsfeld verläuft: Verändert man diese Neigung nur um 10-20 Grad, so reagiert diese Kortexzelle bereits nicht mehr. Da wir die Innenflächen von Objekten nur diffus wahrnehmen, sind es die Ränder und damit die Form der Objekte, die wir als lokale Intensitätsunterschiede und Neigungen von Linien im Gesichtsfeld wahrnehmen.

Denken Sie nun bitte einmal an das Beispiel des Hervortretens der Formen in der Dämmerung oder das Sichtbarwerden der Flächen und Formen einer Landschaft beim Aufstieg im Gebirge zurück. Der auf der elementaren Ebene relational-strukturierende Aufbau des visuellen Systems scheint so zu funktionieren, dass er die relative Orientierung, Anordnung und Menge des Lichts vergleicht. Dies ist verträglich mit einer Beobachtung, die wir täglich machen, die sogenannte Objektkonstanz: Unabhängig von der Variation der Lichtintensität sehen wir die Gegenstände so, dass sie trotz ihres veränderten Aussehens dieselbe Form für uns haben. Denn wenn wir relational-strukturell sehen, können wir auch Relationen zwischen den Lichtmengen und Formen der Objekte in der Folge visueller Erfahrungen erkennen und zu kontingent identischen Objekten vereinheitlichen.

Wir können, diese Anregung aufnehmend, eine Hypothese zur visuellen Identität formulieren: Die Identität eines visuellen Objektes wird

als seine Invarianz in der Folge der visuellen Handlungen sichtbar. Sie besteht in der Konstanz der Formen dieses Objekts z.B. im Wechsel der Gestalt auf verschiedene Entfernung und der Farbe bei unterschiedlicher Beleuchtung.

Doch gehen wir von der Deutungen der Sehphysiologie zu der alltäglichen Ebene der Betrachtung der handelt wahrnehmenden Menschen zurück. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die drei Situationen des Sehens. Versuchen wir uns vorzustellen, ob wir dort nicht schon dort Gründe finden, die eine solche Invarianz der Form der Gegenstände im Wechsel ihrer Gestalt bei der Aufnahme von visueller Information erfordern und begünstigen. Tatsächlich zeigen die drei Beispiele für visuell sich verändernde Situationen das Wandel in der Gestalt einhergeht mit dem Erkennen darin invarianter Formen und Gegenstandserkenntnisse in einer reich strukturierten visuellen Umgebung.

Doch verhält es sich wirklich so? Vielleicht liegt dieses Ergebnis ja nur an den von mir gewählten Beispielen und ist keinesfalls immer der Fall. Gibt es auch wissenschaftlich-historische Gründe, die Seherfahrung, die wir bei Bewegung durch eine reich strukturierte Umwelt machen, als "Grundsituation des Sehens" bezeichnen? Tatsächlich ist die Entwicklung der Wahrnehmungspsychologie lange Jahrzehnte im 19. und 20. Jahrhundert zunächst in eine ganz andere Richtung gegangen. Orientiert am Wissenschaftsideal der Naturwissenschaften, hat die Wahrnehmungspsychologie versucht, Reize und Situationen in Experimenten zu isolieren und zu vereinfachen. Der Kopf der Probanden wurde in einem Gestell festgebunden. Die lästige Bewegung der Augäpfel wurde dadurch beseitigt, dass ein lokales Betäubungsmittel in das Auge geträufelt wurde. Sodann wurden in das nun starr geöffnete Auge

standardisierte Lichtreize eingeblendet. Wenn es richtig ist, was wir bisher herausgefunden haben, dass der Sinn des Sehens darin besteht, eine Beziehung zur Umgebung herzustellen, die an dem Erfassen invarianter Formen im Wandel der visuellen Gestalt orientiert ist, der durch das visuelle Handeln des Sehenden beeinflusst wird, dann wird eine so vorgehende Forschung entscheidende Strukturmerkmale des Sehens verfehlen.

Was waren die Ergebnisse derartiger Experimente? Nun, je nach Fragestellung und Experimentanordnung zum Teil überaus bizarr. So hat sich in den vierziger Jahren Luneburg seine Probanden in einem völlig dunklen Raum auf Lichtquellen blicken lassen, die für die Probanden durch keinerlei räumliche Merkmale der Umgebung lokalisierbar waren, außer das sie "vor" ihnen auftauchten. Anschließend wurden sie aufgefordert, die relative Lage der Lichtquellen im Raum zu beschreiben. Der Zweck der Experimente war es, die angeborene visuelle Geometrie des Sehens aufzuklären, die also das visuelle System dem Licht von sich aus den Daten aufprägt. Die Ergebnisse Luneburgs kann man so zusammenfassen – sie waren nämlich durchaus nicht völlig eindeutig –, dass die Geometrie des visuellen Raums nicht-euklidisch, nämlich negativ gekrümmt und somit hyperbolisch ist. Wieso sehen wir normalerweise einen euklidischen, ungekrümmten Raum? Warum verleugnen wir unsere angeborene Geometrie? Luneburg war zu sehr fantasievollen Interpretationen genötigt, um dies zu erklären. Doch es gibt auch eine andere Möglichkeit, dieses Resultat zu erklären, ist: Unter den Versuchsbedingungen des Luneburgschen Experiments wurde jede handlungsbestimmte Umgebungsbeziehung der Versuchspersonen beseitigt. Jedes Handeln war ausgeschlossen, alles Umgebungslicht und

jedes visuelle Angebot der Umwelt außer den isolierten Reizen ausgeschaltet. In einer solchen Situation ist ein verlässliches menschlichen Sehen, das doch, wie wir gerade erfahren haben, auf das Erfassen von Strukturen, Relationen und Konstanzen in komplexen Umgebungen ausgerichtet ist, nicht möglich. Die Gestalt eines Raums nur aufgrund umgebungsloser, isolierter visueller Reize abzuschätzen, musste also zu uneindeutigen bis bizarren Ergebnissen führen.

Folglich könnten irgendwelche Zufallsfaktoren oder physiologischen Bedingungen in der experimentellen Situation – z.B. Brechungen des Lichts an der Iris und im Augapfel – das Urteil der Versuchspersonen beeinflusst haben.

Warum das Sehen einzigartig ist

Damit komme ich auf eine Frage zurück, die ich zu Beginn der Vorlesung nur provisorisch beantwortet hatte: Warum ist Sehen so einzigartig? Die Beantwortung dieser Frage ist auch deshalb aktuell, weil in unserem Jahrhundert viele Denker sich gegen die Dominanz von Lichtmetaphern und somit gegen eine Art Diktatur des Auges, gegen Okkulozentrismus gewandt haben. Die Kritik an der Aufklärung, des Logozentrismus der Philosophie, wurde zu einer "Kritik des Sehens" – dies der Titel eines Buchs bei Reclam. Unter uns Sehenden kann aber die Einzigartigkeit und das Primat des Sehens unter den Sinnen für unser alltägliches Leben nicht ernsthaft bezweifelt werden – nur diejenigen, die schon vom Bazillus einer entsprechenden Theorie infiziert sind, und die praktische Gewißheit alltäglicher Erfahrung zu leugnen bereit sind, werden dies tun.

Wie lässt sich Einzigartigkeit des Sehens erklären? Diese Frage ist

schwierig zu beantworten. Ich kann hier nur einige Schritte zu einer Antwort skizzieren. Der erste Schritt müsste zeigen, dass das Sehen von keinem anderen Sinn vollständig abhängig ist. In der Philosophie der Moderne ist aber eine solche Abhängigkeit des Sehens von George Berkeley behauptet worden - mit dem wir uns in den nächsten beiden Vorlesung noch näher beschäftigen werden. Hier nur so viel: Berkeleys These ist, dass wir nur das sehen, was wir auch tasten können. Berkeleys These wirft die interessante Frage der synästhetischen Beziehungen auf, die sich natürlich auch für Hören, Schmecken und Riechen stellt. Doch diese Hypothesen hätten eine geringe Plausibilität: Was könnte es bedeuten, stets dasselbe Objekt sehen und riechen zu müssen, um es zu identifizieren? Können wir überhaupt identifizierende Gerüche individuellen Häusern, Bäumen, Autos, Menschen zuordnen? Leute, die nur synästhetisch, also z.B. Gesehenes als Riechbares wahrnehmen – es gibt sie übrigens tatsächlich – haben ein Problem: Sie haben die Leichtigkeit verloren, mit der wir die Objekte der einzelnen Sinne und deren unterschiedliche Eigenschaften voneinander trennen oder einander zuordnen – geadeso wie wir es für unsere glückende Lebenspraxis benötigen. Doch Berkeley beschränkt sich aus guten Grund auf das Tasten: Seit Descartes sind Ausdehnung und Festigkeit primäre Eigenschaften von Gegenständen, die ihnen unmittelbar zukommen. Berkeleys synästhetische Kopplungsthese zwischen Tasten und Sehen behauptet ein Unterordnungsverhältnis, das dem Primat der Eigenschaften der Ausdehnung und Starrheit entspricht: Die Tastbarkeit der Dinge dominiert ihre Sichtbarkeit, wenn es um Erkenntnis des wahrgenommenen Objekts geht. Wenn wir diese These ohne Einschränkungen oder Ergänzungen, wörtlich nehmen, so ist sie sehr wenig einleuchtend: Natürlich können wir

Dinge sehen, die wir niemals anfassen werden. Selbst wenn wir z.B. von Regenbögen und Nachbildern einmal absehen, so sind die Gestirne und die blauen Berge am Horizont schon hinreichende Gegenbeispiele real sichtbarer, aber niemals getasteter Objekte. Berkeley wußte dies und versuchte deshalb, eine allgemeinere Version der Tastbarkeit zu beschreiben. Diese sollte so beschaffen sein, dass eine Art produktive Vorstellungskraft des Tastens das Sehen selbst zu einem Spezialfall des Tastens werden läßt. Wie auch immer. Diese spezielle These zur synästhetischen Hierarchie von Tasten und Sehen ist gescheitert. Und sie mußte auch scheitern. Denn wie die heutige Wahrnehmungspsychologie gezeigt hat, ist exakt die entgegengesetzte These richtig: Das Sehen eines Objekts dominiert das Tasten. Wenn wir es im Experiment durch einen geschickten Aufbau so einrichten, dass eine Person nicht das sieht was sie tastet – z.B. einen Quader – und stattdessen etwas ganz anderes sieht – z.B. eine Kugel – , so wird die Seherfahrung der Kugel für die Erfahrung des Objekts gehalten, das getastet wird.

Warum haben wir eine natürliche Tendenz, der visuellen Erfahrung mehr zu trauen als den anderen Sinnen? Zum einen deshalb, weil die Auflösung, die gleichzeitige Dichte und Tiefe der Information, welche die eindeutige und gleichzeitige Identifikation einer Vielzahl Dingen ermöglicht, nur beim Sehen möglich ist. Kein anderer Sinn erlaubt uns, aus einem so reichen Gefüge oder Feld gleichzeitig gegenwärtiger Eigenschaften und Beziehungen auszuwählen. Dieser kaum auszuschöpfende Reichtum, die Redundanz und Eindringlichkeit der visuellen Erfahrung und ihre flexible Ergänzenbarkeit durch neue Erfahrungen, ist ihre eigentliche Stärke und Einzigartigkeit.

Dem scheint nur auf den ersten Blick zu widersprechen, dass wir

über die verblüffende Möglichkeit verfügen, Objekten und Personen mit einem Minimum von Informationen zu identifizieren und wiedererkennen zu können. Sie alle haben Geschichten dieser Art gehört: Da erkennt jemand nach zwanzig oder 30 Jahren den völlig veränderten Freund aus Kindertagen an einer Kleinigkeit seines Ganges, einer Weise, beim Lächeln die Stirn zu runzeln oder ähnliches. Und jeder von uns hat schon einmal einen Bekannten oder eine Freundin durch einen flüchtigen Blick in einer Menschenmasse entdeckt. In diese Kategorie gehören auch die Geschichten über die Schäfer aus den Pyrenäen, die zwar die Zahl ihrer Schafe nicht nennen können, jedoch genau sehen können, wenn eines von ihnen fehlt. Wenn richtig ist, wofür ich in den vorangegangenen Abschnitten argumentiert habe, dass wir primär nicht einzelne visuelle Eigenschaften, sondern invariante Beziehungen, Gestalten und Proportionen in der Abfolge visueller Erfahrungen sehen, dann sind diese erstaunlichen Ergebnisse nur Spezialfälle des normalen Sehens. Gleichzeitig schafft die Reichhaltigkeit des visuellen Angebots und der Unterscheidungsmöglichkeiten den Gestaltungsraum dafür, dass spezielle, zweckgerichtet und eng ausgewählte Beziehungen zwischen sichtbaren Eigenschaften ausreichen, um erfolgreich ein Objekt oder eine Person wiederzuerkennen. So genügt manchmal eine bestimmte Art des Lächelns und Stirnrunzelns, ein bestimmter Gang um eine Person wiederzuerkennen. Aber eben nur deshalb, weil die systematische Dichte und Tiefe des Visuellen auch noch solche ausgewählte, spezielle Charakteristika einbettet und ihre Auswahl ermöglicht.